Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 3 (1928)

Heft: 10

Artikel: La Croix-Rouge = Das Rote Kreuz

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-709437

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und durch das Drehen des Kopfes reibt der steife Kragen am Halse, es entstehen wunde Stellen, die Infektionen verursachen wenn der Mann nur ein wenig empfindlich ist. Wie viele sieht man jedesmal am Anfang eines Wiederholungskurses zum Hauptverlesen mit einer Bandage oder einer Krawatte um den Hals antreten? Und dies nur des steifen Kragens wegen.

Auf dem Marsche wird dann öfters, besonders in gebirgigen Gegenden, einfach der Kragen nach hinten umgelegt. Wie eine solche Abteilung aussieht, überlasse ich den Vorstellungen der verehrten Leser.

Eine weitere Tatsache möchte ich hier anführen: Man betrachte eine Abteilung auf dem Marsche mit geöffneten steifen Kragen. Man wird die Beobachtung machen, dass der Kragen hinten weit vom Genick absteht, währenddem er vorne dem Manne fast eng am Halse anschliesst. — Woher kommt das? Durch die Tragriemen des Tornisters wird vorne über der Brust der Rock hochgezogen und naturgemäss der Kragen gehoben, also dem Manne gegen den Hals gedrückt.

Die Ausdünstung im halsfreien Rock ist entschieden besser als im Rock mit steifem Kragen, was zur Gesundheit des Mannes wesentlich beiträgt. Die Gesundheit unserer Leute aber ist für die Leistungsfähigkeit der Truppe von so hervorragender Bedeutung, dass zu ihrer Erhaltung nichts versäumt werden darf.

Die Tatsache leuchtet einem einsichtigen Menschen ohne weiteres ein, dass sich der Mann in dem halsfreien Rock in allen seinen Bewegungen viel freier und ungezwungener fühlen wird. Die heutige Kampfmethode bedingt eine möglichst freie und ungezwungene Beweglichkeit des Mannes. Sie zu fördern ist unsere Pflicht.

Zudem sei hier auch noch erwähnt, wie oft man so recht «von Herzen» über diesen steifen Kragen schimpfen hört! Es wird ja tatsächlich viel geschimpft in einem Wiederholungskurs wenn «der Tag lang ist». Wenn auch meistens ohne Grund, so glaube ich doch, hier eine Berechtigung gelten lassen zu müssen.

Betrachten wir nun einmal den neuen Rock näher:

Dieser Rock mit weichem Kragen und Krawatte bietet so viele Vorteile in jeder Hinsicht, dass es sich lohnt, etwas Näheres darüber zu sagen. Dabei bin ich so kühn, anzunehmen, dass es sich nur um den von dem Adj.-U.-Off. in vorletzter Nummer erwähnten «anglo-amerikanisch-deutschen» Rock handeln kann. Auf dem Marsche könnte die Kravatte locker gebunden oder überhaupt weggelassen werden, ebenso bei der sonstigen Arbeit. Diese «Mode» sähe wohl immer noch besser und der Soldat «angezogener» aus, als mit dem nach hinten umgekrempelten steifen Kragen. Mittel und Wege liessen sich genug finden, um dem Manne ein wirklich soldatisches und strammes Aussehen zu bewahren. So bin ich vollständig überzeugt, dass wir den Kragen und die Krawatte nicht erst beliebt zu machen brauchten, sie würden sich von selbst empfehlen.

Darüber gehe ich mit dem Einsender in der vorletzten Nummer einig, dass der «Radfahrerkragen» nicht das Ideal der Soldaten wäre. — Wenn etwas geändert werden kann, dann gerade von Grund auf. Der schon vorstehend erwähnte «englisch-amerikanisch-deutsche» Rock könnte tatsächlich jeder zweckmässigen Anforderung genügen.

Für uns aber kann nicht das «Praktischste» sein, was uns auf dem Marsche und an der Arbeit hindert, wenn wir nicht Befehle erteilen, um ihm eine Form zu geben, die für den Marsch oder für die Arbeit als die die zweckmässigste erscheint.

Der Einsender in der vorletzten Nummer weist darauf hin, dass durch eine weiche Fütterung des steifen Kragens auch «empfindlicheren Hälsen» gedient wäre. Es handelt sich nicht darum, den diversen Hälsen zu dienen, sondern um viel mehr. Es handelt sich darum, einen hygienisch und praktisch möglichst einwandfreien und den Bewegungen des Mannes möglichst unbehinderlichen Rock zu verschaffen. Der Soldat würde die Vorteile dieser Neuerung sehr bald begriffen haben, und ich glaube, dass die Unteroffiziere bald der Mehrarbeit des Behilflichseins beim Anziehen der Krawatte enthoben würden. Auch würde es — nebenbei bemerkt — keinem schaden, wenn er dieses «Krawattenanziehen» auch für das Zivilleben hier in der Rekrutenschule erlernen könnte. Wir dürfen uns auch nicht von dem Grundsatze leiten lassen: dies sei gut für stehende Heere, die Zeit genug hätten, dies oder jenes durch- oder einzuführen. Der Beweis ist erbracht, dass wir erreichen können, was andere Heere trotz unserer bedeutend kürzeren Ausbildungszeit, sobald auch nur die finanziellen Mittel beschafft sind. Doch werden diese auch hier sehr wahrscheinlich schwer zu erhalten sein. Wenn nicht nachgewiesen werden kann, dass keine allzu grossen speziellen Ausgaben für die Einführung der halsfreien Uniform notwendig sind, so wird sie, wenn nicht ganz, so doch noch für längere Zeit ein Traum bleiben. — Bedauerlicherweise! — Deshalb müssen wir umsomehr dafür einstehen!

F. W., Oberlt.

La Croix-Rouge

Publication à l'occasion du Centenaire de la naissance de J.-HENRI DUNANT.

(Edité par la Croix-Rouge Suisse.)

C'est avec raison qu'on a beaucoup parlé des découvertes scientifiques et des progrès de tout genre réalisés au cours du siècle dernier. Il est hors de doute qu'un grand nombre des inventions contemporaines sont d'une très grande utilité; qu'on songe seulement aux chemins de fer, au télégraphe et au téléphone, et aux innombrables innovations de la technique moderne. Certes, nous pouvons être fiers que le monde ait pu réaliser toutes ces inventions, bien qu'un grand nombre d'entre elles ne soient pas sans inconvénient. Elles n'ont pas toujours contribué à maintenir la simplicité des mœurs, mais elles ont bien souvent provoqué une certaine fièvre dans l'existence contemporaine.

Parmi ces conquêtes de l'esprit moderne, il en est une à laquelle on songe sans doute trop rarement: la fondation de la Croix-Rouge. Il s'agit là d'une innovation toute récente, d'une création qui n'est que lumière et beauté, qui ne présente aucune ombre. Des milliers et des milliers de gens lui doivent la vie et la santé, ou lui sont redevables de l'atténuation de leur détresse et de la tranquillité de leur parents et amis.

Le pire fléau de notre humanité est sans aucun doute la guerre, parce que c'est l'homme lui-même qui en est l'auteur. C'est par centaines de millions que, dans les derniers siècles les hommes ont été ses victimes; des pays entiers lui doivent d'avoir été dévastés, des régions entières et des villes florissantes ont été détruites ou bouleversées par elle. L'histoire n'a que trop enregisté de cas où la cupidité et l'ambition ont déclenché des luttes acharnées. Parfois, il est vrai, des combats ont été livrés parce qu'un pays avait été attaqué sans raison. En pareil cas, pères et fils ont le devoir sacré de défendre et de protéger leurs familles, leur pays et leurs biens. Alors, mais alors seulement, la guerre est un mal nécessaire. Qu'on songe un instant à ce qui serait advenu de notre patrie si les projets destructeurs de Charles-le-Téméraire n'avaient pas été anéantis devant les murs de Morat...

Le sort des blessés et des prisonniers a de tout temps rempli l'humanité de pitié et d'horreur, aussi y eut-il déjà dans les siècles passés de timides essais pour atténuer les souffrances de ces malheureux, mais toutes les mesures prises en ces temps-là furent notoirement insuffisantes. Les armées combattantes n'eurent jamais un nombre suffisant de

médecins, ni assez de personnel sanitaire — pas même pour leurs propres troupes —; qu'on pense dès lors au triste sort des ennemis tombés en leurs mains! Lors de la guerre de Crimée, on ne comptait que huit chirurgiens pour quinze mille blessés! Dans ces conditions, il était évidemment impossible de s'occuper des blessés ennemis, si ce n'est tout à fait exceptionnellement. Du reste, l'objectif de tout combat était alors d'anéantir totalement l'adversaire, sans faire aucun prisonnier. C'est ainsi que, lors des guerres de Bourgogne, les Confédérés avaient solennellement décidé d'exterminer tous les ennemis tombant entre leurs mains, à l'exception des vieillards, des femmes et des enfants. Défense formelle de faire des prisonniers. Et c'est pour ces raisons qu'à la bataille de Morat, environ 25 000 Bourguignons furent massacrés, et que le combat dégénéra en une vaste hécatombe. Les Confédérés ne faisaient du reste qu'imiter en cela les coutumes admises dans les autres pays. Sous Napoléon Ier, et dans les grandes batailles qui furent livrées de son temps, on ne s'occupait en aucune façon du sort des blessés ennemis. Advenait d'eux ce que pouvait...

On sait que la plus grande partie des plaies de guerre n'entraînent en général pas immédiatement la mort. Jadis, la plupart des victimes mouraient cependant par suite de l'infection de leurs blessures. Comme on ne savait ni nettoyer convenablement, ni recouvrir les plaies comme il l'aurait fallu, la gangrène — cette pourriture des chairs — emportait la plupart des blessés. Les empoisonnements du sang étaient fréquents, et le tétanos, fléau des armées et conséquence effroyable des blessures souillées de terre, le tétanos qui provoque les crampes les plus atroces alors que le blessé conserve toute sa lucidité jusqu'au moment de sa mort affreuse, se déclarait continuellement. Le danger de contamination par le plus était d'autant plus grand que les blessés étaient couchés plus nombreux les uns près des autres. En outre, il ne faut pas oublier que, sur des champs de bataille très étendus, il était parfois impossible de relever rapidement les blessés, et que ceux-ci devaient attendre des heures et parfois des journées avant que l'on pût s'occuper d'eux. Il est évident que les ennemis n'étaient relevés qu'en dernier lieu, si l'on voulait bien de soucier d'eux. Il n'y a rien d'étonnant si tant d'auteurs militaires ont pu raconter que les plaies des malheureux recueillis quelques jours après la bataille, étaient remplies de vers; dans ces temps reculés, de semblables horreurs étaient courantes.

Les circonstances ont totalement changé depuis qu'on a appris à protéger et à traiter convenablement les blessures, car la médecine et plus spécialement la chirurgie ont fait de très grands progrès dès le milieu du siècle dernier. On voit aujourd'hui guérir des cas qui paraissaient désespérés, tout spécialement lorsque les interventions nécessaires peuvent avoir lieu sans délai. Si ces interventions tardent, on ne peut espérer sauver les blessés, même s'ils sont traités par les procédés scientifiques les plus modernes. C'est précisément parce que les traitements ne pouvaient être faits promptement, que les combats de jadis étaient si effroyablement meurtriers.

En est-il autrement aujourd'hui? Il est évident que les armes modernes sont plus meurtrières que dans le temps, que la quantité de blessés est plus grande, et que le nombre des guerres n'a pas diminué. Mais il est hors de doute que les suites des blessures sont tout autres maintenant. En effet, la plupart des plaies guérissent de nos jours, si elles sont convenablement soignées. En outre, un élément nouveau est venu s'ajouter aux soins donnés aux malades: C'est la Charité. Cette charité, nous la rencontrons aujourd'hui jusque sur les champs de bataille, sous la forme de la Croix-Rouge. Les hommes se sont souvenus de la miséricorde; en présence des blessures, la haine des combattants tombe. Amis et ennemis deviennent des frères sous le signe de la Croix-Rouge, ... et celui qui a obtenu cette réconciliation par l'amour et la charité, c'est en premier lieu le Genevois **Henri Dunant.**

HENRI DUNANT

Henri Dunant naquit à Genève le 8 mai 1828, dans une bonne famille de la bourgeoisie. Dès sa tendre jeunesse, son caractère et ses penchants l'attiraient du côté de la bienfaisance et de l'amour du prochain. Une de ses occupations favorites consistait à visiter les pauvres et les malheureux. Les affaires dont il s'occupait le conduisirent dans diverses contrées, de sorte que, jeune encore, il put faire la connaissance de personnalités importantes de l'époque, ce qui lui fut d'une grande utilité dans l'œuvre à laquelle il se voua plus tard.

Lorsque, en 1859, la guerre éclata entre les Autrichiens d'une part et les Italiens alliés aux Français d'autre part, Henri Dunant se trouvait par hasard dans le nord de l'Italie, dans la région même qui était devenue le théâtre des hostilités et de combats sanglants. En qualité de simple touriste, il assista du côté des troupes françaises à la bataille si meurtrière de Solferino. 320 000 hommes environ participaient à cette lutte. Le carnage dura plus de quinze heures, pendant lesquelles les troupes ne purent ni manger ni boire. Les cris de détresse de milliers de blessés abandonnés sur le champ de bataille, sans nourriture et sans eau, surtout de ceux qui ne furent relevés qu'après plusieurs jours, restèrent gravés dans la mémoire de celui qui, en simple spectateur, chercha à leur venir en aide.

Certes, le spectacle auquel Henri Dunant a assisté le jour de la bataille et les jours suivants a dû être effroyable.

Partout sur ces collines de la Lombardie on voyait des monceaux de morts et de blessés; il en était de même dans les nombreux chemins creux par lesquels l'artillerie lourde avait passé et où les sabots de chevaux et les roues des canons avaient écrasé les malheureux encore en vie. Ajoutez à ce tableau un orage sinistre, accompagné de tempête et de grêle, qui se déchaîna vers 5 heures du soir, obligeant les combattants à interrompre la lutte, tandis que des milliers de mutilés et de blessés, trempés et couverts de boue, étaient abandonnés à leur triste sort.

La situation de tous ces pauvres gens fut vraiment épouvantable. On avait cherché à les évacuer chez des particuliers, dans des fermes ou dans des églises, ou encore de les amener jusqu'à des lazarets installés à la hâte. En ce temps-là ces hôpitaux de campagne étaient signalés par des drapeaux rouges, mais comme on n'avait pas coutume de ménager ces refuges de blessés, bien des bombes et bien des obus tombèrent sur ces asiles, achevant ainsi d'anéantir les malheureux que la bataille avait quelque peu épargnés.

La foule des blessés recherchant ces lazarets, était immense. On compta, à la bataille de Solferino, plus de 40 000 morts et blessés. Pendant les semaines qui suivirent, le nombre des victimes fut doublé à la suite des maladies qui firent encore autant de ravages. Le personnel du service de santé n'existait pour ainsi dire pas, les médecins surtout faisaient défaut. Les quelques rares chirurgiens avaient tant à opérer et tout spécialement à amputer, que la fatigue terrassait les plus forts au point de les faire s'évanouir au milieu de leurs patients. Un de ces chirurgiens, exténué, fut obligé de se faire soutenir les bras par des aides, pour pouvoir continuer son travail. Et l'on amenait sans cesse de nouveaux blessés, même plusieurs jours après le carnage, des malheureux que l'on trouvait cachés dans quelque recoin de la plaine, et dont les blessures ouvertes grouillaient de vers...

Mais ce ne fut pas longtemps en simple spectateur qu' Henri Dunant assista à ces scènes horribles. Lorsqu'il vit de près la misère et les souffrances effroyables qui l'entouraient de toutes parts, il se mit immédiatement à l'œuvre, et c'est lui qui organisa dans un quartier de la ville de Castiglione — près de Solferino — l'aide volontaire qui devait suppléer à l'insuffisance du service de santé des armées. Dans cette localité, et dans une seule église, plus de cinq cents blessés avaient été entassés au hasard. Ceux qui ne mouraient pas d'hémorragie ou de la fièvre putride, risquaient de succomber à la faim et à la soif. A peine un blessé était-il mort qu'il était remplacé par un autre! Ces malheureux ne recevaient aucun soin; leurs pauvres corps, couverts de vermine, de poussière et de boue, devaient être nettoyés, et ce lavage se faisait dans cette église remplie des émanations empoisonnées et nauséabondes de centaines de moribonds. L'horreur de ce spectacle était tel que Dunant eut beaucoup de peine à décider quelques volontaires à lui aider dans son travail de bon samaritain. Cependant, par son exemple, il réussit à vaincre la répulsion de la population, et ce furent spécialement des femmes et des enfants qui lui vinrent en aide, apportant du matériel de pansement, aidant à soigner les blessures, à nourrir les blessés, à donner à boire aux malades, et à réconforter chacun. D'autres enfants de la localité formaient de longues chaînes pour amener l'eau jusqu'à la cathédrale. Dunant lui-même se multipliait, aidant à panser, amenant des médecins, de la nourriture et de la charpie. Pendant plusieurs jours, il fut ainsi l'ami et le consolateur de cette foule de malheureux délaissés. Il trouvait encore le temps d'écrire les derniers adieux d'une quantité de mourants, et, sous la dictée des moribonds, il rédigea maint testament dont il surveilla plus tard la stricte exécution.

C'est un travail de géant que le bon Dunant accomplit pendant ces terribles journées, et il le fit avec une abnégation magnifique. Son plus grand mérite fut de ne faire aucune différence entre les amis et les ennemis. Qu'ils fussent Français, Italiens ou Autrichiens, tous recevaient les mêmes soins,

la même assistance, les même consolations. Cet exemple, si nouveau pour l'époque devint un enseignement merveilleux pour le monde civilisé.

Sa tâche terminée, et rentré à Genève, Dunant se mit immédiatement à rédiger le livre demeuré célèble, et intitulé: Un souvenir de Solferino. Dans cet ouvrage, qui eut un retentissement mondial, l'auteur posait trois principes:

1. Le servise sanitaire doit être amélioré.
2. Les blessés ne doivent plus être considérés comme des ennemis, mais jouir des bienfaits de la neutralité.
3. Il est nécessaire que chaque Etat organise des sociétés de secours volontaires.

FONDATION DE LA CROIX-ROUGE

Le succès du Souvenir de Solferino dépassa toutes les espérances. Un Genevois, Gustave Moynier, fut le premier qui reconnut l'importance des idées émises par l'auteur. Il prit sans délai l'initiative de les soumettre à la Société genevoise d'Utilité publique dont il était le président. Cette Société les accueillit avec enthousiasme, et un comité fut aussitôt constitué pour les répandre dans le monde entier. Dunant lui-même consacra tout son temps et toute sa fortune à faire connaître ses nobles aspirations, et à les réaliser, en entreprenant des voyages dans les différents pays d'Europe. Comme il connaissait beaucoup d'hommes éminents, il lui fut relativement facile de gagner à sa cause des princes et des chefs d'Etats, dont la bienveillance aida la Société d'Utilité Publique à réunir à Genève, dans l'automne 1863, une conférence internationale d'experts.

Cinq bons Suisses, les Genevois Dufour, général, Gustave Moynier, les Drs Appia et Maunoir, ayant Henri Dunant comme secrétaire, tentèrent cette gageure de convoquer dans leur ville natale — et par leur seule initiative — un congrès international. C'est là un fait sans doute unique dans l'histoire. Lors de cette première conférence les principes généraux des futurs accords furent posés, et les participants s'engagèrent à gagner aux idées généreuses de Dunant d'autres nations encore.

Peu après, le Conseil fédéral suisse se déclarait d'accord d'adresser une invitation pressante à une seconde conférence, et celle-ci se réunit le 8 août 1864 dans la salle de l'Alabama à la Maison de Ville de Genève. Les délégués de 16 Etats européens s'y rencontrèrent, ainsi que les représentants d'un grand nombre de sociétés de bienfaisance, au total 36 personnes.

A cette conférence, les demandes de Dunant, après avoir été longuement et minutieusement examinés, furent finalement adoptés avec enthousiasme. Ce ne fut pas une petite affaire que de concilier toutes les opinions divergentes, mais grâce à la bonne volonté des participants, il fut possible de mettre sur pied la célèbre Convention de Genève du 22 août 1864, qui fut solennellement signée par les plénipotentiaires de neuf Etats.

Conscients de la portée énorme du grand pas qui venait d'être franchi dans le domaine de la fraternité, les participants se serrèrent les mains avec émotion. Le comité initial, composé des personnalités que nous avons nommées plus haut, fut officiellement maintenu sous la désignation du Comité International de la Croix-Rouge. Ce Comité forme dès lors le lien entre toutes les sociétés nationales de la Croix-Rouge, ce qui est d'autant plus utile qu'en cas de guerre les parties belligérantes ne peuvent plus correspondre que par ce seul intermédiaire.

C'est aussi à cette conférence que le signe distinctif de la croix rouge sur fond blanc fut adopté, et c'est pour honorer notre patrie que cet insigne représente les couleurs interverties de notre drapeau national.

Une idée, d'abord limitée, mais riche de conséquences, avait peu à peu pris sa forme juridique, puis diplomatique, et s'était fortement organisée en vue de ses applications pratiques. Un grand avenir lui était réservé. Du Souvenir de Solferino à la Convention de Genève, les cinq fondateurs de la Croix-Rouge ont vu leur entreprise, dans l'espace d'un lustre, sanctionnée par un nombre croissant de nations, en deux conférences successives, sous l'impulsion du Conseil fédéral et avec le concours de Napoléon III, ancien élève et ami du général Dufour.

Dans ces négociations internationales, Henri Dunant s'était montré le missionnaire actif et éloquent de l'idée nouvelle. Il se retira bientôt du Comité International de la Croix-Rouge et quitta Genève. Mais les éminents services qu'il avait rendus à la cause de la Croix-Rouge, le philanthrope du champ de bataille de Solferino devait en recevoir la récompense par de nombreuses distinctions honorifiques, par de fréquents témoignages de sympathie, enfin, par le prix Nobel de la Paix, qui lui fut décerné en décembre 1901. Dunant attesta son désintéressement en le partageant généreusement entre des œuvres philanthropiques de Norvège et de Suisse.

Retiré à Heiden, dans le canton d'Appenzell, il y vécut modestement, pensionnaire de l'hôpital, occupé à écrire ses Mémoires et à rééditer le Souvenir de Solferino, pendant de longues années. C'est là qu'il mourut à l'âge de 82 ans, le 30 octobre 1910. Il savait que son nom demeurerait indissolublement attaché à l'œuvre magnifique de charité et d'entr'aide humaine, dont il avait été le premier promoteur.

Après la conférence international de 1864 à Genève, des sociétés de Croix-Rouge ont été fondées dans tous les Etats civilisés. Toutes, elles se sont donné pour but de venir en aide en cas de guerre éventuelle au service de santé militaire, et elles se sont organisées déjà en temps de paix. Elles se sont donc préparées à mettre à la disposition des armées du personnel infirmier volontaire et le matériel nécessaire pour soigner des blessés et des malades.

Les conséquences immédiates de la Convention de Genève ne tardèrent pas à se faire utilement sentir. Dans les nombreuses guerres qui ont eu lieu depuis 1864, le principe de la neutralité a toujours été admis dans la mesure du possible. Amis et ennemis sont considérés comme inviolables dès le moment où ils sont blessés. Si le service de santé a fait dès lors, lui aussi, d'énormes progrès, c'est sans doute à la Convention de Genève qu'on le doit principalement. Cette convention elle-même a été améliorée et complétée dans la suite; c'est ainsi qu'en 1906 il a été décidé que ses bienfaits seraient étendus au personnel des formations auxiliaires — médecins, personnel subalterne, matériel d'hôpital — pour peu que celles-ci concourent au transport et aux soins des blessés sous l'égide de la Croix-Rouge.

Certes, les guerres et les combats n'ont pas été supprimés par la Convention de Genève, et les batailles sont au contraire devenues plus meurtrières que jadis, mais grâce à la Croix-Rouge, c'est tout de même une grande consolation pour les blessés, de savoir que les ennemis comme les amis, et tous au même titre, recevront des soins avec une égale sollicitude. Les pertes humaines à la suite de blessures ou lors d'épidémies, ont diminué dès lors dans une grande proportion.

Ce qu'il y a de plus beau cependant dans l'idée de la Croix-Rouge, c'est bien cette pensée idéale de neutralité absolue qui la guide dans tous ses actes. Car la Croix-Rouge ne connaît point de partis politiques, elle ne fait aucune différence entre les religions, elle ignore totalement les frontières; elle se dévoue partout où l'on souffre et partout où l'on meurt, sans distinction de nationalité, de confession ou d'opinions.

(A suivre.)

Das Rote Kreuz.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier von
HENRI DUNANT.

(Von der Direktion des Schweizerischen Roten Kreuzes.)

Mit Recht spricht man so viel von den Errungenschaften des letzten Jahrhunderts. Viele davon sind von ungeheurem Nutzen geworden, man denke an die Eisenbahnen, an Telegraph und Telephon, an die ungezählten technischen Erfindungen. Wir wollen für diese Erfindungen sehr dankbar sein, aber auch ihren Schattenseiten nicht blind gegenüberstehen. Die Einfachheit der Sitten haben sie nicht immer gefördert. Hast und Unruhe haben sie auch gebracht, damit müssen wir uns abfinden.

An eine der grössten Errungenschaften, welche das letzte Jahrhundert gezeitigt hat, denkt man zu wenig, das ist die Schaffung des Roten Kreuzes. Auf diese Erfindung fällt nur Licht und nicht der geringste Schatten. Tausende und Abertausende verdanken ihr Leben und Gesundheit und ebenso viele wenigstens Linderung ihrer Not und Beruhigung für ihre Angehörigen.

Die traurigste Geissel der Menschheit ist der Krieg, weil der Mensch ihn selber schafft. Ungezählte Millionen von Menschen sind ihm in den letzten Jahrhunderten zum Opfer gefallen, ganze Länder sind verwüstet worden, blühende Städte und Völkerschaften sind durch den Krieg dem Untergang und der Vergessenheit anheimgefallen. Leider machen wir aus dem Studium der Geschichte nur zu oft die Erfahrung, dass Habsucht, Ehrgeiz und Eroberungssucht die meisten dieser Kriege heraufbeschworen haben. Anders stellt es sich freilich, wenn ein Land unverdienterweise angegriffen wird. Da haben Väter und Söhne die heilige Pflicht, ihr Land, ihre Familie, Hab und Gut zu verteidigen. Da ist der Krieg ein notwendiges

Uebel zu nennen. Man denke daran, was aus unserm Vaterlande geworden wäre, wenn die Vernichtungspläne Karls des Kühnen vor Murten nicht durch unsere Vorväter zunichte gemacht worden wären.

Das Los der Verwundeten und Gefangenen (wenn solche überhaupt gemacht wurden) hat von jeher die Menschheit mit Schrecken und Grausen erfüllt und von Zeit zu Zeit sind schüchterne Versuche gemacht worden, diese Schrecken zu lindern. Aber alle dahingehenden Massnahmen waren in höchstem Grade ungenügend. Die kämpfenden Heere hatten nie genug Aerzte oder Sanitätspersonal für ihre eigenen Truppen, geschweige denn für die in ihre Hände gefallenen Feinde. Im Krimkrieg hatte man für 15 000 Verwundete nur acht Chirurgen. Dass für einen verwundeten Feind gesorgt worden wäre, war eine besondere Seltenheit. Das hing allerdings recht oft mit der damaligen Auffassung zusammen, dass der Feind vollständig vernichtet werden müsse, damit er nicht wieder komme. So hatten die Eidgenossen in den Burgunderkriegen in einer Tagsatzung beschlossen, jeden Feind erbarmungslos niederzumachen, nur Greise, Frauen und Kinder durften geschont werden. Gefangene zu machen, war verboten. Das ist denn auch geschehen und unsere «biderben und frumben Eidgenossen», wie sie sich jeweilen nannten, haben vor Murten nahezu 25 000 Burgunder getötet. Der Kampf artete in ein Schlachten aus. Was aber in unserm eigenen Lande geschah, wiederholte sich in andern Ländern bei allen Kriegen. In den Schlachten, die Napoleon leitete, kümmerte man sich um die verwundeten Feinde überhaupt nicht. Man überliess sie ihrem Schicksal, sie mochten selber zusehen, was aus ihnen ward.

Nun muss man aber wissen, dass viele, ja die meisten Kriegsverletzungen nicht sofort und absolut tötlich sind. Früher starben die meisten Kriegsverletzten an der Verunreinigung ihrer Wunden. Da man auch die einfachsten Wunden nicht zu reinigen oder zu bedecken verstand, trat der Spitalbrand, das eitrige Absterben der Glieder, dazu. Diphterie der Wunden, Blutvergiftung war die Regel, am gefüchtetsten war der Tetanus, der Starrkrampf, der die bei vollem Bewusstsein daliegenden Opfer mit den scheusslichsten Verrenkungen quälte, bis nach tagelangen, unsäglichen Qualen der erlösende Tod eintrat. Namentlich gross war die Gefahr, wenn die Verwundeten in grösserer Anzahl beieinander lagen, weil da die Ansteckung von Mann zu Mann ging. Sodann darf man nicht vergessen, dass bei der grossen Ausdehnung der Schlachtfelder es tagelang gehen konnte, bis man die Verletzten fortschaffen konnte. Dass die feindlichen Verwundeten am längsten warten mussten, wenn man sich überhaupt um sie kümmerte, ist nach dem Gesagten schon selbstverständlich. Wenn in so vielen Schlachtberichten zu lesen ist, dass die Wunden von Verletzten, die man nach mehreren Tagen erst einlieferte, oft mit Würmern bedeckt waren, so ist das eine Erscheinung, die in früheren Kriegen gäng und gäbe war.

Allerdings steht es, seit den gewaltigen Fortschritten, welche die Medizin und namentlich die Chirurgie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht haben, mit dem Schicksal der Kriegsverletzungen ganz anders als früher. Seitdem man gelernt hat, die Wunden richtig zu schützen und zu reinigen, gelingt es heutzutage auch in den verzweifeltsten Fällen recht oft, eine totale Heilung herbeizuführen. Allerdings ist dabei eine Hauptforderung, dass die Wunden sehr frühzeitig in Behandlung kamen. Wo diese Forderung nicht erfüllt wird, kann auch die modernste Behandlung nicht mit Erfolg rechnen, und diese Verschleppung war, wie wir eben gesehen haben, früher fast immer die Regel. Daher die grässlichen Verwüstungen, welche der Krieg früher unter der Menschheit angerichtet hat.

Ist es anders geworden? Freilich, die modernen Kampfmittel sind mörderischer, die Zahl der Verwundeten weit grösser als früher, und die Zahl der Kriege hat dabei sicher nicht abgenommen. Aber geändert haben sich die Folgen der Verwundungen. Die Grosszahl der Verletzungen wird heute einer totalen Heilung zugänglich. Zu all der Grausamkeit hat sich ein neues Element hinzugesellt: die Barmherzigkeit ist offiziell auf dem Kampfplatz erschienen in Gestalt des **Roten Kreuzes.** Die Menschheit hat sich auf die Menschlichkeit besonnen. Vor den Wunden macht die Kriegswut Halt, Freund und Feind werden zu Brüdern, unter dem Zeichen des Roten Kreuzes (wie schade, dass es zu dieser Verbrüderung blutender Wunden bedarf!). Diese Errungenschaft der Liebe und der Versöhnlichkeit ist das Werk Henri Dunants.

Jean Henri Dunant wurde am 8. Mai 1828 in Genf geboren und entstammte einer vornehmen und begüterten Familie. Schon von früher Jugend an zeigte er eine ausgesprochene Neigung zum Wohltun und zur Nächstenliebe. Seine Hauptbeschäftigung bestand in Besuchen von Armen und Unglücklichen. Sein Beruf als Handelsmann führte ihn weit in der Welt herum. Frühzeitig hat er es verstanden, an den wichtigsten Stellen der Welt Bekanntschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten anzuknüpfen, die dem grossen Werke, das er später in Leben rufen sollte, von grossem Nutzen geworden sind.

Als im Jahre 1859 der blutige Krieg zwischen den Oesterreichern einerseits und den verbündeten Italienern und Franzosen anderseits ausbrach, befand sich Henri Dunant zufällig auf einer Geschäftsreise in Italien, das zum Schauplatz eines grossen Krieges geworden war.

Als einfacher Tourist und Schlachtenbummler zog er den kämpfenden französischen Heeren nach und wohnte als Zuschauer der überaus blutigen Schlacht von **Solferino** bei. Dort standen sich ungefähr 320 000 Mann gegenüber. 15 Stunden währte der erbitterte Kampf, und dabei hatten die wenigsten Truppen Gelegenheit gehabt, Speise und Trank zu sich zu nehmen, daher die fürchterlichen Klagen über Hunger und Durst bei den Verwundeten, die man oft erst nach Tagen aufgefunden hat.

Was Henri Dunant am Tage der Schlacht und in der darauffolgenden Zeit gesehen hat, muss schrecklich gewesen sein. Auf den Hügeln herum lagen Tote und Verwundete zu Haufen aufgetürmt, ebenso in den Hohlwegen, durch welche die schweren Geschütze der Artillerie hinausrasselten, und die Hufe der Pferde zertraten, was noch lebend war. Dazu kam noch ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Hagelschlag, und als um 5 Uhr wegen der hereinbrechenden Dunkelheit der Kampf aufgegeben werden musste, lagen die Verstümmelten vollständig durchnässt da, hilflos und verlassen.

Grauenerregend muss der Zustand dieser Verwundeten gewesen sein. Viele hatte man in Landgüter, Häuser und Kirchen verbracht oder hatte im Freien Feldlazarette errichtet. Damals wurde ein solches Lazarett mit einer roten Fahne versehen, aber zu einer Zeit, da man nicht gewohnt war, der Verwundeten zu achten, fielen im Getümmel der Schlacht die Bomben dennoch in die Zufluchtsstätten und vernichteten, was die Schlacht an Grausigem noch nicht vollbracht hatte.

Der Zudrang zu den Lazaretten war ein ungeheurer, man zählte die Opfer der Schlacht an Verwundeten und Toten auf 40 000. Diese Zahl hat sich in den nächsten Wochen verdoppelt durch hinzu getretene Krankheiten. Ein eigentliches Sanitätspersonal war kaum vorhanden, dazu fehlte es namentlich an Aerzten. Die wenigen Aerzte hatten so viel zu operieren, namentlich Glieder abzunehmen, dass sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten und zum Teil bewusstlos zusammensanken. In einem Lazarett war der eine Arzt gezwungen, seine ermatteten Arme durch Soldaten stützen zu lassen, um weiter operieren zu können, und immer wieder brachte man in den folgenden Tagen neue Verwundete, die man in versteckten Winkeln nicht gesehen und mit von Maden wimmelnden Wunden aufgefunden hatte.

Aber Henri Dunant blieb nicht bloss müssiger Zuschauer. Als er das ungeheure Elend sah, organisierte er sofort in einem Stadtteil des Ortes Castiglione bei Solferino die freiwillige Hilfe. Zu diesem Zwecke schrieb er auch an die Gräfin de Gasparin nach Genf, die mit Hilfe warmherziger Leute eine Hilfsexpedition, bestehend aus vier Studenten und reichlichem Material organisierte. Schon dadurch wurde die günstige Aufnahme, welche die Idee Dunants später in Genf fand, eingeleitet. In Castiglione waren in einer Kirche über 500 Verwundete in scheusslichem Zustande untergebracht. Wer an Blutverlust und Eiterfieber nicht zugrunde ging, dem drohte die Erschöpfung durch Hunger und Durst, und wo Lücken entstunden wurden immer wieder neue Verwundete hergebracht. Diese Kranken mussten besorgt sein, ihre von Kot und Ungeziefer bedeckten, verstümmelten Leiber mussten gewaschen werden und das alles unter der giftig stinkenden Ausdünstung. Erst wollte das Volk nicht heran, so grausig war das Schauspiel. Dunant gelang es durch sein Beispiel, den Widerwillen der Bevölkerung zu überwinden. Frauen und Töchter folgten seinem Ruf, lieferten Verbandstoff, halfen die Wunden verbinden und die Kranken ernähren und erlaben. Selbst die Knaben bildeten lange Ketten, um das Wasser bis zur Kirche zu befördern. Dunant selbst half verbinden oder reiste herum, um Aerzte, Nahrungsmittel und gezupfte Leinwand herzuschaffen. Tagelang war er so Freund der armen Verlassenen. Für so manchen hat er die letzten Grüsse nach Hause geschrieben oder das letzte Vermächtnis der Sterbenden empfangen und nachher getreulich ausgeführt.

Henri Dunant hat in diesen schweren Tage eine Riesenarbeit geleistet und eine seltene Aufopferung gezeigt. Das Grösste aber, was er geleistet hat, war das, dass er zwischen Freund und Feind keinen Unterschied machte. Ob Franzose, Italiener oder Oesterreicher, alle waren der gleichen Fürsorge versichert und bekamen seinen Trost und seine Hilfe zu spüren. Dieses leuchtende Beispiel ist der ganzen zivilisierten Welt zum Segen geworden.

Erschöpft kam Dunant nach Genf zurück und schrieb nun sein weltberühmtes Buch «Erinnerung an Solferino». Darin stellte er drei Hauptforderungen auf:

1. Die Armeesanität muss verbessert werden.
2. Die Verwundeten sollen nicht mehr als Feinde angesehen werden, sondern den Schutz der Neutralität geniessen.
3. Es sollen von jedem Staat freiwillige Hilfsvereine organisiert werden.

Das Buch hatte einen ungeahnten Erfolg. Der Genfer Gustave Moynier war es, der den grossen Wert der neuen Idee als erster erkannte. Sogleich ergriff er die Initiative und unterbreitete die Angelegenheit der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft, deren Präsident er war. Mit grosser Begeisterung wurde die Sache an die Hand genommen, und es bildete sich sogleich ein Komitee, das sich zur Aufgabe machte, den Gedanken der Dunantschen Forderungen in der Welt zu verbreiten. Dunant selbst opferte ihr Zeit und Vermögen und reiste in ganz Europa herum. Da er sehr viele vornehme Bekanntschaften hatte, gelang es ihm auch leicht, die regierenden Fürsten für seine Sache zu gewinnen. So kam es zu der vorbereitenden Konferenz, die im Jahre 1863 in Genf stattfand.

Fünf brave Schweizer, die Genfer: General Dufour an der Spitze, sodann Gustave Moynier, die Aerzte Dr. Appia und Dr. Maunoir, mit Henri Dunant als Sekretär, waren es, die das gewaltige Wagnis unternahmen. Eine derartige internationale Konferenz auf eigene Faust einzuberufen, ist eine in der Geschichte wohl einzig dastehende Tatsache. An dieser Konferenz wurden zunächst die Grundlinien der spätern Vereinbarung festgesetzt und die Teilnehmer verpflichtet, weitere Staaten für die Sache zu gewinnen. Dem ersten Schritt folgte sogleich der zweite. Der schweizerische Bundesrat erklärte sich bereit, an alle Staaten eine dringende Einladung zu dieser Gründungskonferenz ergehen zu lassen, und in Wirklichkeit versammelten sich am 8. August 1864 im «Alabama-Saal» des Stadthauses in Genf die Abgeordneten von 16 Staaten Europas, sowie Vertreter verschiedener Wohltätigkeitsgesellschaften, im ganzen 36.

Dort wurden die Forderungen Dunants nach langer und gründlicher Erwägung schliesslich mit Begeisterung aufgenommen. Es war eine schwere Arbeit, alle Meinungen friedlich zu vereinigen, aber dem guten Willen der Beteiligten gelang auch das, und am 22. August 1864 wurde die neue Genferkonvention zunächst von neun Staaten feierlichst unterzeichnet.

Im Bewusstsein der ungeheuren Tragweite dieses Schrittes drückten sich alle Teilnehmer voll tiefgefühlter Erregung die Hand. Das aus obgenannten Herren bestehende Komitee wurde offiziell als **Internationales Komitee des Roten Kreuzes** ernannt. Dieses Komitee hat die Aufgabe, als Verbindungsglied der Rotkreuzgesellschaften aller Staaten zu funktionieren. Das ist schon deshalb nötig, weil Staaten, die miteinander Krieg führen, auf keinem andern Wege miteinander verkehren können. Zugleich wurde als gemeinsames Erkennungszeichen das Rote Kreuz eingesetzt, zu Ehren unseres Vaterlandes das Schweizerwappen in umgekehrter Farbenfolge, ein rotes Kreuz im weissen Feld.

Das war das Werk Henri Dunants. Er selber, der so vieles für seinen Gedanken geopfert hat, ist nach und nach in finanzielles Unglück geraten. Lange blieb er verschollen und tauchte zuletzt als Greis zu Heiden im Kanton Appenzell auf, woselbst ihm als Pensionär ein stilles und behagliches Lebensende beschieden war. Als sein Aufenthalt in Heiden bekannt wurde, strömten ihm von allen Seiten her Ehrenbezeugungen und finanzielle Mittel zu, die ihm gestatteten, ein sorgenfreies Leben zu führen. Allein er blieb seiner neuen Heimat getreu und hat seinen ruhigen Alterssitz nie mehr verlassen. Er starb in Heiden am 30. Oktober 1910 im Alter von 82 Jahren. Sein Name wird mit einem der grössten Werke, das die chirstliche Nächstenliebe ins Leben gerufen hat, ewig verbunden bleiben.

Seit der internationalen Konferenz von 1864 in Genf haben sich in allen zivilisierten Staaten Rotkreuzgesellschaften gebildet, welche sich zur Pflicht machen, durch Organisation der freiwilligen Hilfe dafür zu sorgen, dass in einem allfälligen Krieg die Militärsanität wirksam unterstützt wird. Das soll geschehen durch Stellung von Freiwilligen und Bereithaltung von Material für Kranke und Verwundete.

Die Folgen der Genferkonvention haben sich denn auch bald fühlbar gemacht. In den zahlreichen Kriegen, welche seit dem Jahre 1864 folgten, ist das Prinzip der Neutralität nach Möglichkeit aufrecht erhalten worden. Freund und Feind sind neutral, sobald sie verletzt sind. Dass namentlich die Sanität sich enorm verbessert hat, darf sicher auch als Folge dieser Konvention betrachtet werden. Auch die ursprüngliche Konvention hat ihre Verbesserungen und Ergänzungen erfahren. So wurde im Jahre 1906 festgesetzt, dass nicht nur die Verwundeten, Militärärzte und Sanitätspersonal, sondern auch alle Freiwilligen, die unter der Obhut des roten Kreuzes bei der Pflege oder beim Transport von Verwundeten mithelfen, als neutral anzusehen sind und von den Truppen nicht belästigt werden dürfen.

Die Kriege sind durch die Genferkonvention nicht ausgeschaltet worden, die Kriegsführung ist, wie schon erwähnt, mörderischer als vorher, aber es mag ein Trost darin liegen, dass für die Verletzten, Freund oder Feind, heute in vorbildlicher Weise gesorgt wird. Die Verluste an nachfolgenden Wunderkrankungen und Epidemien sind seither viel geringer geworden.

Das Schönste aber, das das Rote Kreuz in sich birgt, ist der Gedanke absoluter Neutralität. Das Rote Kreuz kennt keine politischen Parteien, keine Unterschiede der Religion und keine Landesgrenzen. Vor ihm verschwinden die Standesunterschiede, verschwindet der Unterschied zwischen Alter und Geschlecht. Ueberall, wo es Barmherzigkeit und Nächstenliebe gibt, ist es zu Hause, es frägt nicht nach einem andern Bekenntnis, als nach dem der Liebe. (Schluss folgt.)

Vorunterricht im Kanton St. Gallen.

Das **Oberkomitee** für den Vorunterricht im Kanton St. Gallen versammelte sich Samstagnachmittag den 3. März im «Uhler» in St. Gallen unter dem Vorsitze von Herrn Oberst Zollikofer zur Erledigung einer reichbesetzten Traktandenliste. Sämtliche am Vorunterrichtswesen interessierten Verbände, sowie auch das St. Gallische Militärdepartement, waren durch Delegationen vertreten, denen zur Eröffnung der Sitzung der Präsident des Komitees ein herzliches «Grüss Gott» entbietet.

Einige Bemerkungen anbringend und Rückblick auf die letztjährige vielseitige Tätigkeit haltend, gibt Herr Oberst Zollikofer der Genugtuung über die geleistete Arbeit Ausdruck, dabei allen denjenigen Instanzen und Mitarbeitern Dank zollend, welche die Vorunterrichtsbestrebungen in irgend einer Weise unterstützten.

Die Berichte der Schützen, Turner und der Jungwehr lassen auf eine erfreuliche Entwicklung der verschiedenen Vorunterrichtskategorien schliessen, wobei noch hervorzuheben ist, dass ernstliche Differenzen durch gegenseitiges Verständnis und guten Willen stets vermieden werden konnten.

Wünschbar erscheint noch verschiedenenorts eine bessere Auswahl von Sektionsleitern und es sollte inskünftig wenn immer möglich von allzu jugendlichen Leuten abgesehen werden. Wie in der Armee, so hängt ein erspriessliches Wirken auch im Vorunterrichtswesen in starkem Masse von geeigneten Persönlichkeiten ab.

Die letztjährigen Schlussbestände der Vorunterrichtsorganisationen weisen folgende Frequenzzahlen auf: Jungschützen 961, Turnerischer Vorunterricht 2375, und Jungwehr 422 Teilnehmer, was gegenüber 1926 insgesamt einen Zuwachs von 422 Schülern ausmacht, woran hauptsächlich der turnerische Vorunterricht und die Jungwehr partizipieren.

Wie bis anhin, so sollen auch in Zukunft diejenigen Grundgedanken in der Vorunterrichtstätigkeit in erster Linie Geltung haben, die sich zunächst mit der Erziehung der schweizerischen Jungmannschaft zu wackeren und bravdenkenden Eidgenossen befassen.

Eine durch den Vorsitzenden gebotene Darstellung hinsichtlich der prozentualen Verteilung der einzelnen Vorunterrichtsarten in einer Radfahrer-Rekrutenschule und deren Zusammensetzung nach Sprachgebieten begegnete lebhaftem Interesse.

Mit Bedauern vernahmen die Anwesenden den Rücktritt von Hrn. Oberlt. Eppenberger in Dicken von der kantonalen Leitung der Jungschützen. Dessen vieljährige hingebende Arbeit findet durch den Präsidenten Worte des Dankes und der Anerkennung.

Das vorliegende Protokoll der Vorunterrichtskonferenz vom 15./16. November 1927 in Bern vermittelt wertvolle Einblicke in die damals gepflogenen Verhandlungen. Mit Beginn